

## 19. KAPITEL

### Die Hölle der Kindsmörder

»Realitäten?«, fragte der okkulte Lehrer.

»Ja«, antwortete Dahl. »Manchmal überkommt mich Verwirrung und die Furcht, ich könnte die Fähigkeit verlieren, Wirkliches und Unwirkliches zu unterscheiden. Ich bin entsetzt über das Scheinleben anderer und habe Angst, dass ich so werden könnte — oder vielleicht schon so bin — wie sie.

Ich habe eine alte Frau gesehen, die nicht ahnte, dass sie tot war. Sie saß festgebannt in einem Dasein, das weder Leben noch Tod war, besessen von der Sorge um die Erlösung ihres Sohnes. Eine schlichte Suggestion von mir befreite sie. Sie sah ihren Himmel und ich vermute, sie ist in ihn emporgehoben worden.«

»Sicher«, entgegnete der Okkultist.

»Aber ist dieser Himmel wirklich?«, fragte Dahl. »Oder ist er nur eine neue Einbildung?

Ich habe einen Professor über philologische Lappalien brüten sehen, ganz so wie in der Welt, aus der er hinweggestorben war. Ist das denkbar oder habe ich mich geirrt?«

»Wenn er nur ein fachblinder Spezialist mit Scheuklappen war, so ist es gut denkbar«, antwortete der Okkultist.

»Aber die Bücher, in denen er las?«, fragte Dahl. »Waren die wirklich?«

»Ich habe sie nicht gesehen«, sagte der Okkultist.

»Ich habe einen Geizhals beobachtet«, fuhr Dahl fort. »Er stapelte Goldstücke aufeinander. Die konnte ich bestimmt nicht für wirklich halten, aber er tat es. Diese Sphäre ist so mit Einbildungen angefüllt, dass ich mich manchmal selbst fragen muss: aber ich, der die ›Maja‹ der anderen sieht, bin ich vielleicht selbst in etwas Ähnlichem verstrickt, wenn ich glaube, hier unterrichtet zu werden und eine Arbeit auszuführen? Ja, sogar am Tag, wenn ich in meinem Körper lebe, kann mich plötzlich derselbe Zweifel gegenüber den festen Dingen der physischen Welt befallen. — Und dann überkommt mich die Angst, dass mein Unterscheidungsvermögen nicht stark genug ist. Ich frage mich selbst: was ist wirklich und was ist unwirklich?«

»Das kommt daher, weil du noch nicht frei bist«, erklärte der Okkultist. »Jeder, der nicht frei ist, ist in die Schleier des ›Maja‹ verstrickt, in die Illusion, wie du selbst gesagt hast. Ich bin es auch. Ich bin nur ein Suchender. Aber wir alle arbeiten mit dem Maß an Klarheit, das wir besitzen, auf eine noch größere Klarheit hin. Die Wirklichkeit unsres Lebens, unsrer Hölle und unsres Himmels hängt von dem Grad von Freiheit oder Gebundenheit unsrer Seele und von der daraus folgenden Klarheit ab.

Komm und sieh!«

Sie bewegten sich in eine von dem Okkultisten angegebene Richtung. Plötzlich blieb er stehen und zeigte nach vorn.

»Geh jetzt allein weiter und sieh selbst«, sagte er.

Dahl sah in die angegebene Richtung, konnte aber nichts entdecken. Es waren nur wenige Menschen in dieser Region der Astralsphäre. Die meisten, die sich dort bewegten, bogen an einer bestimmten Stelle weiter vorn plötzlich von ihrem Weg ab und hielten sich links, als gingen sie um etwas herum. Ja, es sah so aus, als könnten sie nicht anders. Es schien unbewusst zu geschehen, infolge eines Naturgesetzes, als ob Spreu aus einer Maschine von einem Windstoß zur Seite geweht würde.

»Was ist das, um das sie herumgehen?«, fragte Dahl.

»Sie wissen es selbst nicht«, antwortete der Okkultist, »aber sie können nicht anders. Geh hin und sieh. Du wirst imstande sein, hineinzukommen.«

Dahl bewegte sich zögernd auf etwas zu, das ihm nichts weiter als leere Luft zu sein schien. Als er die Stelle erreichte, wo alle abbogen oder zur Seite geschleudert wurden,

fühlte er, dass es für ihn kein Hindernis gab und er schwebte weiter.

Plötzlich — als wäre er nur über eine unsichtbare Schwelle gekommen — sah er ein lebendes, bewegtes Ganzes, dessen Einzelheiten er nicht sofort unterscheiden konnte.

Er befand sich auf einem geschlossenen Platz in der Form eines Rechtecks. Darüber lag ein nasskalter Nebel, der auf eine unheimliche Weise persönliches Leben zu besitzen schien. Er wogte auf und nieder, auf und nieder in einem gleichmäßigen trostlosen Rhythmus. Das Ganze konnte an einen Tanz erinnern, der unheilbaren Jammer ausdrücken sollte.

Als er seine Aufmerksamkeit auf eine bestimmte Stelle dieses schrecklichen, gespensterhaft wogenden Nebels richtete, unterschied er allmählich einzelne Gestalten, und einen Augenblick später sah er deutlich, wo er war.

Der Nebel bestand aus bleichen menschlichen Gestalten, hauptsächlich Frauen, aber einzelne Männer waren auch darunter. Ihre unheimliche, krankhafte Blässe war nicht die des Todes, sondern die der Verzweiflung, der Selbstanklage, des Entsetzens.

Diese unseligen Wesen standen alle mit den Füßen auf einer Kinderleiche — einige waren erdrosselt, mit deutlichen Spuren von Stricken oder Fingern oder mit einem Kissen über dem Mund, andere waren in Teile zerstückelt, die sich jeden Augenblick zu einem Ganzen vereinigten, aber wieder auseinander geschnitten wurden, sobald die Füße die kleinen Körper berührten; einige lagen im Wasser und kamen an die Oberfläche, erhielten für einen kurzen Augenblick Luft und Leben, bis die Füße sie berührten, dann ertranken sie von neuem, die kleinen klaren Augen brachen.

Die wogende Bewegung, die er in dem gesehen hatte, was er zuerst für Nebel hielt, entstand durch die verzweifelten Anstrengungen dieser Frauen, nicht auf die getöteten Kinder zu treten.

Mit der Willenskraft der Verzweiflung hoben sie sich für eine Sekunde in die Luft empor, und das Leben schien in das Kind unter ihren Füßen zurückzukehren. Im nächsten Augenblick versagte ihre Kraft und sie sanken hinab; die Anstrengung hatte es nur schlimmer gemacht: das Kind wurde von neuem von ihnen getötet.

Obwohl sie alle dicht nebeneinander standen, war kein Kontakt zwischen ihnen. Jede stand in ihre eigene Qual gehüllt, diese war sozusagen wie ein blind machendes Gewand um sie gewebt, sie hatten für nichts Empfindung, außer für sich selbst, für ihre Kinder und für ihre Tat. Ohne Trost und ohne Ende wiederholten sie ihre Bewegungen, schwangen sie ruhelos hin und her.

Dahl ließ sich über den rechteckig geformten Platz hinschweben. Er wünschte sich, wegzukommen.

Aber plötzlich sah er am Rande eine Gestalt, die er kannte, und er blieb entsetzt stehen.

Es war der Seraph!

Bjarnø saß da und starrte vor sich hin, und als Dahl seinem Blick folgte, sah er einen Bürgersteig aus Beton; auf dem Beton lag mit zertrümmertem Kopf, aus dem das Gehirn herausfloss, ein kleiner Junge von ein paar Jahren.

Plötzlich stand der Junge auf und kletterte lächelnd an den Knien des Seraphs empor. Der Seraph beugte sich mit einem Ausdruck wahnsinnigen Schreckens hintenüber. Der Kleine kroch weiter und versuchte die Arme um den Hals des Seraphs zu legen. Ein Ausdruck des Ekels kam in sein Gesicht, er kämpfte mit sich, ob er den kleinen Armen gestatten sollte, sich um seinen Hals zu legen, aber plötzlich ging der Ekel in seinem Gesicht in Hass und Wut über, er schlug den Jungen unter das Kinn. Der Kleine stürzte hintenüber auf den Beton, der Kopf zerschellte, Blut und Gehirnmasse flossen auf den Bürgersteig. Zitternd barg der Seraph sein Gesicht in den Händen.

»Bjarnø«, sagte Dahl, »sind Sie es wirklich?«

Der Seraph blickte auf.

»Ja, ich bin es«, sagte er. — »Aber Sie — wie kommen Sie hierher zu uns?«

»Ach«, sagte er mit plötzlichem Verstehen, »Sie waren ja Esoteriker. Sie sind Okkultist.

Sie sind hier, um zu beobachten.«

Er sank trostlos zusammen.

»Aber Sie?«, fragte Dahl. »Sie haben doch nicht — — Sie können doch nicht — —«

»Doch«, sagte der Seraph, »ich habe ihn getötet.«

»Ein Kind getötet?! Aber weshalb?«

»Ich liebte seine Mutter, ich habe sie geliebt, auf den ersten Blick. Sie war verheiratet, war nicht viel mehr als ein Kind, als sie verheiratet wurde. Ich erkannte sie sofort, als ich sie sah. Sie kam mir mit einem Ton entgegen, nach dem ich immer gelauscht, auf den ich immer gewartet hatte. Wir kannten uns noch nicht lange, als wir es beide wussten. Aber sie war verheiratet. Ihr Mann machte sich nichts aus ihr. Sie sei zu seraphisch, sagte er.«

»Dann muss sie ja zu Ihnen gepasst haben«, meinte Dahl.

Bjarnø sah Dahl fragend an, und dieser erklärte:

»Wir nannten Sie nämlich immer den Seraph.«

»Tatsächlich?«, sagte Bjarnø. »Ja, wir passten jedenfalls zueinander. Und ihr Mann machte sich nichts aus ihr, sondern hinterging sie mit Frauen der allerschlimmsten Sorte. Schließlich sagte sie ihm, sie wolle sich scheiden lassen; er konnte sich nicht weigern, weil sie seine Untreue beweisen konnte; aber er verdächtigte sie, dass sie einen anderen liebte, er bekam einen Anfall von Eifersucht und rächte sich, indem er dafür sorgte, dass sie ein Kind von ihm bekam.

Wenn er meine Violine misshandelt hätte, würde ich gejammert haben. Aber sie war mehr als eine Violine.

Ich besuchte sie einige Zeit, nachdem sie das Kind bekommen hatte. Ich mag Kinder eigentlich gern und ich freute mich, ihrem Kind die Liebe zu geben, die es, wie ich wusste, von seinem Vater nicht bekommen konnte.

Aber es kam ganz anders.

Ich weiß nicht, ob es an diesem grässlichen ohrenzerreißenden Geschrei lag — für mich der ureigene Ton eines rücksichtslosen Egoismus — oder ob es das wütende Gesicht war oder der Umstand, dass der Junge eigentlich zu groß für sie war, genauso wie der Vater, jedenfalls empfand ich einen Widerwillen, dass ich sie fast nicht besuchen konnte.

Sie stillte das Kind selbst.

Ich konnte es nicht ertragen, zu sehen, wie dieses Mons-ter ihr gierig die Lebenskraft aussog.

Ich sah sie blass werden und sich verzehren, während das Kind — das ihr aufgezwungene Kind — dick und fett wurde und immer mehr Appetit bekam.

Ich hasste den Jungen wegen der frechen Selbstver-ständlichkeit, mit der er ihre Zeit und ihre Kraft in Anspruch nahm.

Als er zu gehen anfang, fühlte ich, wie mein Hass mit ihm gewachsen war und mich beherrschte, wie er selbst seine Mutter beherrschte. Wenn ich mit ihm allein im Zimmer war, stellte ich ihm ein Bein, dass er fiel und sich wehtat, und ich freute mich, dass es ihm wehtat.

Der Hass, der sich in mir festgesetzt hatte, eroberte mich Stück für Stück.

Um diese Zeit wurde sie geschieden, weil ihr Mann plötzlich Lust bekommen hatte, eine andere zu heiraten.

Endlich war sie frei und wir konnten heiraten! —

Nein, das konnten wir nicht. Wir konnten wohl getraut werden, aber wir konnten niemals ein Ehepaar werden. Ich sah es, aber sie wusste es nicht.

Ich sah, dass der Junge ihr beständig die Lebenskraft aussog. Er eignete sie sich an. Sie hatte kein eigenes Leben mehr.

Sie hatte keine Zeit für sich, keine Zeit für mich, keine Zeit für uns. Er forderte mit einem selbstverständlichen Egoismus ständig ihre Nähe.

Und weil sie wusste, dass sie ihn nicht wirklich liebte, erlaubte ihr Gewissen ihr nicht so viel eigenes Leben ohne ihn, wie die Mutter, die ihr Kind liebt, sich selbst zugestehen darf.

Sie wurde seine Sklavin und je mehr sie sich ihm fügte, umso tyrannischer wurde er. Er fraß sie auf.

Ich versuchte ihn lieb zu gewinnen, damit wir uns ihm wenigstens in Gemeinschaft opfern könnten. Aber um jemanden lieben zu können, muss ich die Seele im Ausdruck seines Gesichtes erkennen können.

Im Gesicht dieses Kindes konnte ich nur einen unersättlichen Appetit auf Essen und Vergnügen und freche Dummheit von der Art seines Vaters sehen.

Der Hass drang tief in mich ein und schien mir gerechtfertigt. Es waren ja meine und ihre besten Eigenschaften, die von dem plumpen Monster aufgeessen wurden.

Hätte er wenigstens fühlen können, wie ich ihn hasste!

Aber er kam mir mit dummem, frechem Zutrauen entgegen und verlangte, ewig anspruchsvoll, dass ich mit ihm spielen sollte. Ich hasste ihn noch mehr wegen dieses Zutrauens und krümmte mich vor Ekel, wenn er mit seinen unglaublich kräftigen Fäusten meine Finger umklammerte. Und da geschah es.

Wir waren endlich einmal fünf armselige Minuten allein zusammen gewesen, als sie von dem Mädchen gerufen wurde, weil der Junge sein Essen nicht wollte. Sie ging hinaus, um zu sehen, ob es richtig gemacht war. Es konnte auch noch etwas anderes gewesen sein, wobei sie dem Mädchen helfen musste, denn es dauerte etwas, bis sie wieder zurückkam. Plötzlich hörte ich den Jungen im Nebenzimmer. Ich ging hinein. Ich wurde durch meinen eigenen Widerwillen gegen ihn dort hineingezogen. Er hatte einen Stuhl zum Fenster geschleppt und saß auf dem Fensterbrett mit dem Rücken zur Straße.

Er grinste zufrieden, als er mich sah. Ich konnte das satte Mittagsgrinsen seines Vaters erkennen. Ich betrachtete seine schweren, unintelligenten Augen und seinen egoistischen, starken Unterkiefer.

Er lächelte mich dumm an. Verbittert starrte ich ihn an, in der Hoffnung, es möge noch so viel Instinkt in ihm sein, dass er in mir einen Feind fühlte und sich vor mir ängstigte.

Aber er glaubte, ich mache eine Grimasse, um ihn zu belustigen, und er lachte.

Da ging ich zu ihm hin und hob die Hand, wie um ihn zu schlagen. Abwehrend lehnte er sich ein bisschen hintenüber, ein böser Ausdruck kam in seine stumpfsinnigen Augen und der schwere Unterkiefer schob sich trotzig vor.

Und da schlug ich ihn unters Kinn, schlug so kräftig zu, als sei er ein erwachsener Mann. Er machte einen Purzelbaum nach dem Schlag.

Ich erinnere mich noch an die triumphierende Erleichterung, die ich empfand, als ich sein Hinterteil und seine Beine vom Fensterbrett verschwinden sah. Ich ging wieder ins andere Zimmer und setzte mich.

Als sie ihn draußen auf dem Bürgersteig fand, trug ich ihn hinauf und sprach ihr tröstend und beruhigend zu.

Ich weiß, dass ich so blass war, als wäre kein Blutstropfen in mir, aber ich empfand keine Reue.

In mir waren zwei Menschen: der, der die tröstenden Worte sprach, wie ich sie gefühlt haben würde, wenn es ein Unglücksfall gewesen wäre — und wie ich sie jetzt auch wirklich fühlte. Aber es war noch ein anderer in mir: der befriedigte Mörder. Ich fühlte mich deutlich als Doppelwesen und dachte: ›Darum bin ich so bleich; ich habe nicht Blut genug für zwei.‹ — Ich war nahe daran, den Verstand zu verlieren, obwohl ich mich klar und ruhig fühlte.

Später — später begriff ich, und die Angst verfolgte mich Tag und Nacht.

Es dauerte ja nicht mehr so lange. Sie sagten, ich sei an einem Herzschlag gestorben. Vielleicht bekam ich einen Herzschlag; aber ich starb aus Angst vor dem Tod.

Und vor der Strafe.

Jetzt kenne ich sie. Jeden Augenblick klettert er lächelnd in seinem widerlichen Zutrauen an meinen Knien herauf. Ich kämpfe mit mir, um es ihn tun zu lassen. Manchmal gelingt es ihm, seine unglaublich kräftigen, aber leichenkalten Arme um meinen Hals zu schlingen.

Dann schlage ich ihn unters Kinn, dass er auf den Beton hinabstürzt.

Ich weiß, dass das nicht ›wirklich‹ ist. Ich glaube nicht, wie die andern hier, daran, dass es wirklich geschieht. Aber was hilft es, wenn dieses Wissen mich hindert, in die dumpfe Hoffnungslosigkeit der andern zu verfallen und mich veranlasst, nach Befreiung zu jammern?

Ich weiß, woher die Befreiung kommen muss — von mir selbst.

Ich habe ihre ersten Zeichen gesehen. Es war einmal, als ich ihn aufstehen sah und mir schien, als ob er einen hilflosen Blick um sich werfe. Seine Mutter ist nicht hier, sein Vater hat sich nie etwas aus ihm gemacht, er steht hier, seinem Mörder überlassen. Es gelang mir, ihn zu betrachten, als hätte ich keinen Anteil an der Sache. Ja, ich sah ihn an, wie ich einst gewohnt war, andere Menschen anzusehen. Und ich wurde von Mitleid ergriffen für dieses arme Kind, das nichts dafür konnte, dass es zur Welt gekommen war, genauso wenig für die Natur, die es bei seiner Geburt mitbekommen hatte. Ich vergaß, dass ich es war, der ihn ermordet hatte; ich fühlte nur, dass ich hier an diesem entsetzlichen Ort Vater und Mutter für das verlassene und misshandelte Kind sein wollte.

Da nahm ich ihn in meine Arme und küsste seinen kalten Mund — und der wurde warm und weich und seine Arme legten sich sanft und zärtlich um meinen Hals.

Nach einer Weile sah ich ihm ins Gesicht, erkannte ihn und schlug ihn wieder. Ich weiß, dass ich ihm einmal ins Gesicht sehen, ihn erkennen und ihn trotzdem in meinen Armen behalten werde, und an dem Tag bin ich frei.

Dafür kämpfe ich. Aber wenn ich merke, dass die guten Gefühle mich verlassen, kommt es wohl vor, dass mich eine Wut packt und dass ich ihn dann doppelt hart schlage — und die Befreiung rückt weiter weg.

Wenn Sie ihn sehen, ihn selbst — denn dies hier ist ja nicht er selbst, sondern nur meine Halluzination — wenn Sie ihn draußen zwischen den andern ›toten‹ Kindern sehen, so helfen Sie ihm, wenn Sie können. Und wenn Sie etwas für die andern hier tun können, so tun Sie es. Sie sind doch noch schlimmer dran als ich; sie wissen ja nicht, dass ihnen hier nur die Folgen ihrer Taten entgegentreten; sie glauben, dass sie sie wirklich wieder begehen. Sie wissen vielleicht nicht einmal, dass sie tot sind.«

Der Seraph schwieg. Dahl fühlte, dass die Zeit, die er bei ihm sein durfte, abgelaufen war. Er eilte fort. Am Ausgang dieser Stätte der Peinigung drehte er sich um und sah zum Seraph zurück. Das Kind hatte sich aufgerichtet und kletterte an seinen Knien empor; eine heftige Gemütsbewegung erschütterte die Gestalt des Seraphs. Dahl hatte nicht den Mut, das Ergebnis des Kampfes abzuwarten, den Bjarnø zu bestehen hatte, sondern eilte aus dieser Hölle hinaus.

Draußen wartete der Okkultist und fragte ihn: »Was ist nun da drinnen das reelle, das wirkliche Leben?«

»Da drinnen«, entgegnete Dahl, »ist das Leiden das Reelle.«

»Ja«, sagte der Okkultist, »unsere Sorgen und unsere Freuden, die sind das wirkliche Leben für uns — und sie sind es, die uns Gottes eigene Wirklichkeit beschatten und verbergen.

Der, der hinter diese Wirklichkeit kommt — oder darüber steht — der allein kennt das wirkliche Leben.«

aus:

J. Anker Larsen: Der Stein der Weisen, Roman 1923, neu übersetzt, erstmals ungekürzt, mym-Verlag Berlin, 2 Bde, ISBN 3-9800929-9-2, € 24.--